

Zeig mir, was Liebe ist

Deutsche Billie Holiday: Ein Film würdigt die Jazzsängerin Inge Brandenburg

VON CHRISTIAN SCHRÖDER

Schönheit wird manchmal aus Schmerzen geboren. Es beginnt mit geflüsterten Worten: „Jeden Morgen scheint wieder die Sonne / Doch nicht jeder hat Augen zu sehen“, dann setzen Bass und Hammondorgel ein, zum Refrain entfaltet sich mit gestochenen scharfen Bläsersätzen die ganze orchestrale Wucht: „Morgen kann es schon zu spät sein / Morgen ist es vielleicht schon zu spät.“ Das tosende Finale endet in schrillen Schreien: „zu spät, zu spät“. Die Altstimme, die in dieser Aufnahme von 1971 säuselt und seufzt, wispernd und wütend, gehört Inge Brandenburg. Der Text, den sie selbst geschrieben hat, handelt von Niederlagen, Schicksalsschlägen und verpassten Chancen, Dingen, die sie nur allzu gut kannte. „Wenn man so etwas schreibt, muss man schon einiges überlebt haben“, sagt der Pianist Roland Kovac, von dem die Musik stammt.

Brandenburg galt einmal als beste deutsche Jazzsängerin der Nachkriegszeit. Doch als der Jazz nach dem Siegeszug der Beatles an Popularität verlor, geriet Inge Brandenburg in Vergessenheit. Ihre letzten Jahre verbrachte die Sängerin in einem Münchner Einzimmer-Apartment, das vom Sozialamt bezahlt wurde. Nur sieben Menschen folgten dem Sarg, als sie 1999 in einem Armengrab beigesetzt wurde. Gestorben war Brandenburg mit 70 Jahren an den Folgen ihrer jahrelangen Alkoholabhängigkeit. Ob sie noch Pläne habe, wurde sie in einem letzten Interview gefragt. „Ich habe aufgehört zu planen“, antwortete sie. „Mein größter Wunsch wäre, noch eine sehr schöne CD zu hinterlassen, ehe ich dann hinüberschwebe.“

Jetzt aber wird die Musikerin wiederentdeckt. An diesem Donnerstag startet der Dokumentarfilm „Sing! Inge, Sing!“ des Berliner Regisseurs Marc Boettcher in den deutschen Kinos, der in hinreißenden alten Film- und Fernsehbildern und in Dutzenden Zeitzeugenaussagen vom – so der Untertitel – „zerbrochenen Traum der Inge Brandenburg“ erzählt. Eine gleichnamige, von Boettcher kompilierte CD ist – es wirkt wie eine posthume Wunsch Erfüllung – gleich nach Erscheinen auf Platz 5 der „Vocal Jazz“-Charts des Internethändlers Amazon eingestiegen. Da singt, swingt und scattet die Brandenburg, begleitet von Jazzgrößen wie Kurt Edelhagen, Werner Müller, Albert Mangelsdorff oder Peter Herbolzheimer durch die Standards des Great American Songbooks, von „The Man I Love“ über „Love Me Or Leave Me“ bis „Body And Soul“.

Das Leben von Inge Brandenburg bestand oft mehr aus Überleben. 1929 in Leipzig geboren, war ihre Kindheit von Armut und Gewalt überschattet. Ihr Vater, ein Kommunist, der im Ersten Weltkrieg den Kriegsdienst verweigert hatte, verschwand 1939 im Konzentrationslager Mauthausen. Die Mutter musste sich prostituieren, um ihre sechs Kinder durchzubringen, galt als Asoziale, kam ebenfalls ins KZ und wurde kurz vor Kriegsende erschossen. Inge wuchs in einem Heim für schwererziehbare im anhaltinischen Städtchen Bernburg auf. Die Hälfte ihrer Mitschüler stammte aus einer angrenzenden psychiatrischen Klinik und wurde im NS-Euthanasieprogramm ermordet. Ein Lehrer erkannte Inges Musikalität, doch als sie um Klavierunterricht bat, lachte die Heimleiterin bloß und sagte: „Lern' lieber einen anständigen Beruf.“

Nach Kriegsende strandete Brandenburg in Augsburg, fand Arbeit bei einer



So Inbrünstig sang keine andere. Inge Brandenburg.

Foto: Edition Salzgeber

Bäckerfamilie und lernte Klavierspielen. „Ich wurde ein anderer Mensch, endlich hatte ich ein Ziel vor Augen“, notierte sie später in ihren Erinnerungen, aus denen der Film zitiert. Sie antwortet auf die Kleinanzeige eines Orchesters, das „eine Sängerin mit tiefer Stimmlage, Englischkenntnissen und gutem Aussehen“ sucht, beginnt, in den Clubs der amerikani-

Ihr Leben bestand oft mehr aus Überleben

Brandenburg ergatterte ein Engagement in Libyen und tourt monatelang als „deutsches Mädchen mit der schwarzen Stimme“ durch Skandinavien. Als sie zurückkehrt, sind sich auch die pfeiferauchenden Herren in den Frankfurter Jazzkellern einig: So inbrünstig hat noch keine andere Deutsche gesungen. „Ella Fitzgerald war die strahlend virtuose Sängerin, die hatten wir auch, das war Caterina Valente“, sagt Schmidt-Joos. „Und jetzt hatten wir auch noch unsere deutsche Billie Holiday.“

Den Zenit ihrer Karriere erreicht Inge Brandenburg, als sie 1960 bei einem Festival im französischen Juan-les-Pins zur „besten europäischen Jazzsängerin“ gewählt wird. „Sie war das, was man eine kompromisslose Jazzsängerin nennt“, erinnert sich Udo Jürgens, der sie damals

kennenlernte. Doch die Kompromisslosigkeit sollte zum Verhängnis werden. Anders als Valente, die auch eine Albernheit wie „Itsy Bitsy Teenie Weenie Honolulu-Strand-Bikini“ zum Hit machen konnte, war Brandenburg nicht geeignet zum überzeugenden Vortrag eines Schlagers. Sie bekam Plattenverträge bei der Teldec und später der Polydor, nahm Herzschmerz-Titel wie „Es ist doch immer wieder schön“ auf und schreckte auch nicht vor Auftritten in Kino-Schlagerrevuen wie „Ein Stern fällt vom Himmel“ zurück. Aber als die Plattenfirmen sich weigerten, das zugesagte Jazzalbum mit ihr zu produzieren, zog sie erobert vors Gericht. In der Musikbranche galt sie danach als verbrannt.

Den Anstoß zur „Sing! Inge, Sing!“-Dokumentation gab ein Sammler, der auf einem Münchner Flohmarkt Kisten mit Fotoalben, Kleidern, Film- und Tonbändern der Sängerin entdeckte. Er schickte das Material an Marc Boettcher, der schon Filme über Bert Kaempfert, Gitte Haenning und die Sängerin Alexandra gedreht hatte. „Zeig mir, was Liebe ist“, singt Inge Brandenburg in dem Film und tanzt dazu, die Aufnahme stammt aus den frühen Siebzigern, in einer grellgelben Bluse durch ihre Wohnung. Am besten beschreibt der Konzertveranstalter Fritz Rau die Wirkung ihrer Stimme: „Sie hat meine Seele berührt.“

— „Sing! Inge, Sing!“ ab Donnerstag im Berliner Eiszeit Kino und in den Tilsiter-Lichtspiele. Die gleichnamige CD erscheint bei Silver Spot Records/Edel.

Sing! Inge, sing!

Der zerbrochene Traum der Inge Brandenburg

von Ulrich Kriest

Wolfgang Dauner, Emil und Albert Mangelsdorff, Klaus Doldinger, Joki Freund, Slide Hampton, Gunter Hampel, Michael Naura, Max Greger, Knut Kiesewetter, Paul Kuhn, Fritz Rau – sie alle (und viele mehr) kommen in dieser Dokumentation zu Wort und ins Bild. Sie ist Inge Brandenburg gewidmet, über die in einschlägigen Jazz-Lexika selten mehr als ein Absatz zu lesen steht. Ist Inge Brandenburg, die 1960 in Frankreich zur besten europäischen Jazz-Sängerin gekürt wurde, vergessen? Seinerzeit wurde sie mit Billie Holiday verglichen, erzählte sie mit ihrer Kunst doch davon, dass sie in ihrem Leben Dinge erlebt hatte, die die Gesellschaft nicht gerne zur Kenntnis nahm: Vertreibung, Vergewaltigung, Traurigkeit, Einsamkeit und Verzweiflung.

1958, beim Deutschen Jazzfestival in Frankfurt, schlug die Autodidaktin, die Teil der Frankfurter Jazz-Szene war, „wie ein Rakete“ ein. Im Ausland wird man auf ihr Talent aufmerksam: Eine Tournee in Schweden verleiht ihr großes Selbstbewusstsein. Es folgen Schallplattenaufnahmen, Fernsehauftritte, Konzerte, Arbeiten als Schauspielerin für Theater und Film – es ist erstaunlich, wie viel zeitgenössisches Material Marc Boettcher in den Archiven aufgestöbert hat. Dass die Karriere der Inge Brandenburg keine Erfolgsgeschichte, sondern sie 1971 ganz im Gegenteil zur Protagonistin der Fernsehdokumentation über „Armut in Deutschland“ wurde, mag mit ihrer schwierigen Persönlichkeit, ihrem selbstbewussten Auftreten, ihren Männergeschichten, psychischen und Alkohol-Problemen zu tun haben. Bedeutsamer aber scheint, dass die bundesdeutsche Nachkriegsgesellschaft einer Künstlerin wie Inge Brandenburg keinen Ort anzubieten hatte, von dem aus sie ihre Kunst entfalten konnte. Während die existenzialistische Nachkriegsjugend in den Jazz-Kellern Anschluss an die Kultur der Gegenwart suchte, bot die konservative Musikindustrie für Sängerinnen nur das Feld des Schlagers als Arbeitsfeld. Mitunter etwas anspruchsvoller, meist aber peinlich trivial – zumal für eine Künstlerin wie Inge Brandenburg, die Blues singen wollte und sich nicht den Mund verbieten ließ. Das Panorama der Ungleichzeitigkeit in der Nachkriegsgesellschaft, das die Dokumentation entwirft, beeindruckt. Brandenburg, wie die Brüder Mangelsdorff in den späten 1920er-Jahren geboren, blieb nicht viel Zeit für ihre Karriere mit einer Musik, die in der Öffentlichkeit als „Negermusik“ gehandelt wurde. Es ist sehr aufschlussreich, mit welchen Chiffren und Topoi „Jazz“ in Film und Fernsehen inszeniert wurde, und wie letztlich dann doch nur die Welt des Schlagers blieb, weil man vom Jazz nicht leben konnte.

Ebenso aufschlussreich ist die Verspätung der deutschen Jazz-Szene, die den Soundtrack der Befreiung vom Faschismus



mit Swing, Standards und etwas BeBop auslebte, während in den USA Ornette Coleman, John Coltrane, Miles Davis oder Jimmy Giuffre bereits mit dem modalen Jazz experimentierten – und andererseits die Beatles Anfang der 1960er-Jahre die Jugendkultur auf „Beat“ umstellten. Eine deutsche Billie Holiday geriet da schnell ins Hintertreffen. Brandenburg wurde von den großen Plattenfirmen fallen gelassen, beschritt juristische Wege gegen die Musikindustrie, was sie wiederum zur „persona non grata“ machte. Mitte der 1960er-Jahre hielt sie sich mit Theaterarbeit (unter anderem für George Tabori) über Wasser, sang Gospels und Spirituals mit deutschen Texten in der Bewegung „Jazz in der Kirche“. Es war vielleicht ihr persönlicher Aufstand in vom Protest der Jugend geprägten Zeiten. Zunehmend frustrierter von der Erfahrung, ihr künstlerisches Potenzial nicht angemessen realisiert haben zu können, verbitterte Brandenburg unter den Bedingungen einer prekären Existenz. (Ihren männlichen Weggefährten scheint dies Schicksal weitgehend erspart geblieben zu sein.) Inge Brandenburg wurde zunehmend unbequem und sozial auffällig. Erst 1992 sorgte eine Kompilation alten Materials für ein Comeback. 1995 konzertierte sie im „Bayerischen Hof“ in München und sagte sich selbst an, enthusiastisch: als tausendmal totgesagt und nicht tot zu kriegen. Ihr Traum von einem Jazz-Album ging allerdings erst nach ihrem Tod in Erfüllung. 1999 starb sie an den Spätfolgen ihrer Alkoholsucht und wurde in einem Armengrab beigesetzt. Es ist so erstaunlich wie bezeichnend: bei näherer Betrachtung der Geschichte der westdeutschen Pop-Musik der 1950er- bis 1970er-Jahre (Alexandra, Renate Kern, Roy Black) entdeckt man wenig mehr als ein Bild des Schreckens. So auch in dieser sehenswerten Dokumentation.

tip 23/2011



Foto: Salzeberger

Goldkehle

All der Jazz: Das Porträt Sing! Inge, Sing! – Der zerbrochene Traum der Inge Brandenburg

Bereits in seinen Dokumentationen über Bert Kaempfert und Gitta Haenning hatte sich Regisseur Marc Boettcher mit Musikern beschäftigt, die den Spagat zwischen der von ihnen geliebten Jazzmusik und dem von kommerziellen Erwägungen geleiteten Diktat des Plattenbusiness bewältigen mussten. Im Gegensatz zu den erwähnten Stars hat die Protagonistin von Boettchers jüngstem Film „Sing! Inge, Sing!“ genau diese Gratwanderung weniger gut bewältigt und letztlich keine große Karriere gemacht: Inge Brandenburg, in den 1950er-Jahren als Deutschlands beste Jazzsängerin apostrophiert, starb 1999 einsam und verarmt an den Spätfolgen ihrer Alkoholsucht. Eigenwillig und im Umgang mit anderen Menschen offenbar wenig konzilient, scheiterte sie an der Diskrepanz zwischen ihren künstlerischen Ansprüchen und einer Realität, in der sie lediglich Schlagerplatten aufnehmen durfte.

Akribisch zeichnet Boettcher mithilfe von Bild- und Tondokumenten sowie Interviews mit einstigen Weggefährten Leben und Karriere der Sängerin nach und gibt dabei vernünftigerweise vor allem ihren (TV-) Performances viel Raum, die überraschend faszinierend belegen, dass hier eine Interpretin von Weltformat völlig in Vergessenheit geraten ist.

Lars Penning

Sehenswert ●●

► **SING! INGE, SING! – DER ZERBROCHENE TRAUM DER INGE BRANDENBURG**
Deutschland 2011; Regie: Marc Boettcher; 118 Minuten; FSK k.A.; Kinostart: 27. Oktober

DOKUMENTARFILM **Z Z Z**

Sing! Inge, sing! – Der zerbrochene Traum der Inge Brandenburg

Zitty 23/2011

Schon mal von Inge Brandenburg gehört? Vermutlich nicht. Denn selbst Jazzfans können mit dem Namen nicht mehr viel anfangen. Dabei wurde sie einst zur besten Jazzsängerin Europas gekürt und als „deutsche Billie Holiday“ gefeiert. Ein entsprechend heftiges Schicksal hatte die 1929 Geborene denn auch: Nach einer abtraumhaften Jugend konnte sie wohl kein pflegeleichter Mensch sein. Sie hungerte nach Anerkennung, war leidenschaftlich, trinkfest, männerfressend. Hinzu kamen falsche Freunde und Berater, die Skepsis in Deutschland gegen „Negermusik“ auch nach 1945, die Ignoranz der Musikindustrie – Inge Brandenburgs Karriere versandere.

Der Film von Marc Boettcher („Ich will alles – Die Gite-Haenning-Story“, „Alexandra – Die Legende einer Sängerin“) entstand,



nachdem auf einem Flohmarkt Teile des Nachlasses von Inge Brandenburg gefunden wurden, die 1999 einsam und verarmt gestorben war.

Der mit Informationen sowie Aussagen von Zeitzeugen wie Udo Jürgens, Peter Herbolzheimer oder Fritz Rau vollgestopfte Streifen erzählt aber nicht nur ein trauriges Schicksal. Mit Material, das lange in den Archiven verstaubt war, ermöglicht er auch die Wiederentdeckung einer Frau, die ihre gran-diose Stimme virtuos einzusetzen verstand und überraschende Interpretationen entwickelte – kurzum: der mutmaßlich besten Jazzsängerin, die Deutschland jemals hervorgebracht hat.

Jan Gympel

D 2011, 118 min, R: Marc Boettcher, Kinostart: 27.10., www.inge-brandenburg.de